

HEYNE <

MARIËTTE  
MIDDELBEEK



Das  
Leben  
ist jetzt

Roman

Chemotherapie und Bestrahlung sind zwar Worte, die ich mit Krebs in Verbindung bringe, trotzdem habe ich nicht die geringste Ahnung, was das genau bedeutet.

»Und sonst?«, frage ich heiser.

»Daran wollen wir jetzt noch gar nicht denken«, sagt meine Mutter mit fester Stimme. Erst da begreife ich, wie ernst die Lage meiner Schwester ist.

»Ich möchte mit Anouk sprechen.«

»Gleich. Liebling, ich weiß, dass du geschockt bist und dass du das erst mal alles verarbeiten musst, aber wir haben nicht viel Zeit. Anouk muss sich im Krankenhaus behandeln lassen, und obwohl ich das noch nicht mit Sicherheit weiß, kann es sein, dass sie eine Weile dort bleiben muss.«

»Wenn sie dort gut versorgt wird, sollte sie das auch tun!«, rufe ich kämpferisch.

»Ganz meine Meinung!«, sagt meine Mutter. »Anouk weiß auch, dass es sein muss, es gibt da nur ein Problem.«

»Was denn für ein Problem? Mam, sie wohnt in Amsterdam. Wo ist da das Problem? Die besten Krankenhäuser liegen gleich um die Ecke.« Zumindest glaube ich das. Ich habe mich noch nie wirklich damit beschäftigt. Aber die Uniklinik hat doch einen guten Ruf?

»Das stimmt, aber das Problem ist ein anderes: Ich wohne natürlich nicht mehr in der Nähe, und irgendjemand wird sich um Max kümmern müssen, wenn Anouk im Krankenhaus liegt.«

»Das stimmt.« Nachdenklich klopfe ich mit dem Finger gegen meine Lippen. »Ich werde überlegen, ob mir noch jemand einfällt. Kann ich Anouk jetzt sprechen?«

»Saar«, sagt meine Mutter. »Auf Anouk kommen schwere Zeiten zu, aber auch auf Max. Anouk wäre wesentlich beruhigter, wenn sich jemand um ihn kümmert, den er kennt. Sie will nicht, dass er von Fremden betreut wird.«

»Aber du wohnst am anderen Ende des Landes! Das ist doch wirklich nicht praktisch. Max muss in den Kindergarten. Kann ihre Freundin das nicht tun? Diese, äh – Mieke!«

»Mieke ist letztes Jahr nach Dubai ausgewandert.«

»Oh, stimmt. Und was ist mit Els? Max versteht sich auch gut mit Els.«

Meine Mutter stößt einen lauten Seufzer aus. »Els hat drei kleine Kinder und ist frisch geschieden. Das geht nicht.«

»Tja, dann weiß ich vorerst auch nicht weiter. Ich denk drüber nach, einverstanden?«

»Sara, ich ...« Meine Mutter lässt eine kurze Pause entstehen. »Ich dachte da an dich. Anouk wäre zutiefst beruhigt, wenn du dich um Max kümmern würdest.«

Mein Mund wird trocken. Ich? Ich soll auf meinen Neffen aufpassen? Ich verstehe, dass er betreut werden muss, jetzt, wo Anouk nicht für ihn sorgen kann. Aber in meinem Leben ist wirklich kein Platz für ein Kind. Ich kann ihn doch nicht allein lassen, wenn ich fliegen muss?

»Max muss irgendwo untergebracht werden, Saar«, sagt Mama. Ihre Stimme klingt ein wenig drängend. Ich fühle mich unter Druck gesetzt. Das arme Kind, es ist gerade mal vier, und jetzt so etwas! Aber dass ich mich vorübergehend um meinen Neffen kümmere, kommt gar nicht infrage. Das geht einfach nicht.

In dem Moment, in dem ich das einwenden will, meint meine Mutter: »Wir reden ein andermal weiter. Hier ist Anouk.«

»Ach, Süße!«, sage ich, als ich meine schluchzende Schwester am Apparat habe. »Wie furchtbar. Aber ich bin mir sicher, dass alles gut wird. Das geht gar nicht anders.«

»Es ist so schlimm!«, sagt Anouk mit zitternder Stimme. »Ich habe solche Angst. Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Du darfst auf keinen Fall aufgeben. Wie schlimm es auch ist – alles wird gut. Wir sind schließlich auch noch da. Mama und ich, meine ich. Wir bringen dich da durch.«

»Und was ist mit Max?«, fragt Anouk. »Wenn ich nicht mehr bin, hat er gar niemanden mehr.«

»So darfst du nicht reden! Du wirst immer für ihn da sein, auf jeden Fall die nächsten fünfzig Jahre, und danach ist er alt genug, um für sich selbst zu sorgen.«

Aber ich kann Anouk nicht beruhigen.

»Ich will noch nicht sterben. Ich bin verdammt noch mal nicht mal dreißig!« Sie fängt wieder an zu weinen.

»Du wirst auch nicht sterben!«, sage ich, aber dann habe ich plötzlich wieder meine Mutter am Telefon.

»Wann kommst du morgen nach Hause?«, fragt sie.

»So gegen Mittag. Dann werde ich Anouk sofort besuchen, einverstanden?«

»Sie muss um vier für weitere Untersuchungen ins Krankenhaus. Vielleicht ist das Ergebnis der Biopsie dann auch schon da. Könntest du auf Max aufpassen?«

Ich schlucke. Will sie mir so Max unterjubeln? Denn darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

»Es ist doch nur für ein paar Stunden«, sagt meine Mutter, als ich dazu schweige.

Wahrscheinlich ist das kein geeigneter Moment, um mich zu beklagen, also sage ich: »Natürlich, mach dir keine Sorgen, ich kümmere mich schon um ihn. Alles wird gut, Mam. Halt die Ohren steif!«

Als ich auflege, ist Patrick verschwunden. Aber was spielt das schon für eine Rolle? Ich habe sowieso keine Lust mehr.

## 2

Ich weiß auch nicht, warum ich klinge, als ich vor Anouks Haustür stehe. Normalerweise nehme ich meinen Schlüssel und mache selbst auf, aber heute empfinde ich das irgendwie als unpassend. Vielleicht habe ich Angst, mich ganz normal zu verhalten, weil für Anouk nichts mehr normal ist.

»Hast du deinen Schlüssel vergessen?«, fragt sie, als sie mir die Tür öffnet.

Ich starre sie fassungslos an, so als hätte ich nicht damit gerechnet, dass sie noch ganz normal mit mir redet.

»I – ich ...«

»Ach komm rein, du verrücktes Huhn! Auch wenn ich krank bin, musst du mich noch lange nicht anstarren wie ein Gespenst!« Sie umarmt mich. Ich erwidere die Umarmung, aber erst als ich merke, dass sie nicht entzweibricht, wage ich es, sie so richtig zu drücken. Sie sieht kein bisschen krank aus, und von der traurigen Anouk von gestern ist auch nichts mehr zu sehen.

»Entschuldige«, sage ich. »Ich weiß nicht recht, wie ich mich verhalten soll. Ich hab mich gestern furchtbar erschrocken. Mama sprach auf einmal von Überlebenschancen. Aber das ist Unsinn, denn du wirst nicht sterben.«

»Da bin ich ganz deiner Meinung«, erwidert meine Schwester. »Dafür ist aber noch einiges zu tun. Na komm, lass uns nach oben gehen. Wir haben noch genug Zeit, um über Krankheiten und andere Wehwehchen zu reden, jetzt machen wir es uns erst mal gemütlich.«

Als ich zwei Treppen höher in Anouks Wohnzimmer stehe, umarmt mich meine Mutter ebenfalls. Sie drückt mich länger als sonst.

»Schau mal, Oma!« Max kommt aus dem Schlafzimmer angerannt. Er hat irgendetwas Selbstgebasteltes in der Hand, das er meiner Mutter zeigen will. Leider stolpert er über ein Feuerwehrauto, das im Weg liegt, und fällt auf sein Kinn. Er krabbelt noch ein Stück weiter und hält dann kurz vor der Wand inne.

Sofort verlegt er sich aufs Brüllen.

»Oh, mein armer Schatz.« Meine Mutter steht neben ihm und nimmt ihn hoch. »Komm, da kommt ein Küsschen drauf.« Sie gibt Max' Kinn einen Kuss. Das Brüllen geht in Schluchzen über, und als Mama ihm die Tränen abgewischt hat, ist Max auch schon wieder verstummt. Sie setzt ihn ab. Er starrt mich mit einer Mischung aus Neugier und Schüchternheit an und schlingt die Arme um das Knie meiner Mutter.

»Hi, Max«, sage ich. »Wie geht's?«

Max lacht verlegen und antwortet nicht.

»Er muss sich erst an dich gewöhnen«, sagt Anouk. »Das geht gleich vorbei.«

So oft sehe ich Max auch wieder nicht. Wenn ich in Holland bin, versuche ich in der

Regel, mich zu einer Uhrzeit mit Anouk zu verabreden, in der mein Neffe nicht so präsent ist, sprich abends, wenn er schläft. Zum Glück geht er seit ein paar Monaten in den Kindergarten, sodass ich mich an den Tagen, an denen Anouk nicht arbeitet, tagsüber mit ihr verabreden kann. Ich mag Max durchaus, andererseits ist und bleibt er ein Kind.

»Mama muss zum Arzt«, verkündet Max als Nächstes. Ich schaue auf die Uhr. Ist es wirklich schon halb vier? Hätte der Flug nicht zwei Stunden Verspätung gehabt, wäre ich schon viel eher hier gewesen. Und das nur, weil zwei Studenten nach ihren fünf Monaten auf Curaçao den Abschied so lange zelebrierten, bis es Robert reichte und er ihr Gepäck ausladen ließ. Was letztlich länger dauerte, als die beiden einfach an Bord holen zu lassen. Aber Robert hatte schlechte Laune, weil er Elise am Hals hatte und ich ihm lieber gewesen wäre. Und Flugkapitäne sind erfahrungsgemäß schnell beleidigt, was lästige Passagiere dann ausbaden dürfen.

Aber ich bin hier, und zwar gerade noch rechtzeitig, auch wenn ich lieber noch etwas mehr Zeit mit meiner Schwester verbracht hätte, bevor sie ins Krankenhaus muss. Max lässt das Knie meiner Mutter los und läuft zur Spielzeugkiste in einer Ecke des Wohnzimmers.

Ich schaue Anouk an. »Wie geht es dir?«

Sie schüttelt den Kopf. »Keine Ahnung. Ich bilde mir ein, dass ich den Tumor spüren kann und Schmerzen habe, aber eigentlich fühle ich mich genau wie immer. Ich habe nur solche Angst.«

»Natürlich hast du Angst«, sage ich. »Das ist ganz natürlich. Aber bestimmt sagt dir der Arzt heute, dass sich der Tumor gut behandeln lässt. Es gibt so viele Frauen mit Brustkrebs, und sehr viele überleben ihn.«

Anouk nickt seufzend. »Ich bin so froh, dass du trotz allem optimistisch bleibst. Du hast recht, ich werde kämpfen und lasse mich vom Krebs nicht unterkriegen!«

»So gefällst du mir schon viel besser.« Ich umarme Anouk. Dann geht sie ins Schlafzimmer, um ihre Tasche zu packen. Mama nimmt mich kurz beiseite.

»Anouk hat Max noch nicht gesagt, was mit ihr los ist«, erklärt sie. »Das tut sie erst, wenn sie mehr weiß. Falls er fragt, warum seine Mutter zum Arzt muss, sagst du einfach, du wüsstest es selbst nicht so genau.«

»Gut.« Das Ganze zu verleugnen, dürfte mir nicht weiter schwerfallen.

Mamas Handy klingelt.

»Marja Doesburg? Oh, hallo, mein Schatz.«

Es ist Frank, Mamas Freund. Ihr erster Mann, unser Vater, war gestorben, als wir noch klein waren. Danach war sie lange Zeit allein. Vor wenigen Jahren lernte sie Frank auf einer Hochzeit kennen, und jetzt wohnen sie zusammen.

»Nein, wir fahren jetzt ins Krankenhaus«, höre ich Mama sagen. »Ich ruf dich nachher an.«

Als Anouk und Mama weg sind, setze ich mich neben Max auf den Boden. Er spielt mit zwei Plastikfiguren in Uniform. Obwohl sie genau dieselbe tragen, scheinen sie Feinde zu sein, denn Max lässt sie gegeneinander kämpfen. Ich denke an die *Vogue* in meiner Tasche. Wenn Max so schön spielt, kann ich doch bestimmt kurz ...

»Hier!«, sagt er und drückt mir einen der Soldaten in die Hand. Anschließend geht er mit

seiner eigenen Figur auf ihn los. Er ist überraschend stark. Mein Soldat landet mehrere Meter weiter.

»Du musst ihn festhalten!«, ruft Max. Seufzend reicht er mir das Stück Plastik erneut.

»Hast du nicht Lust, ein schönes Bild zu malen?«, schlage ich vor. Ich habe zu wenig Fantasie, um mit Plastiksoldaten zu kämpfen. Außerdem ist Malen etwas, das Max hervorragend alleine tun kann. In einer Schublade finde ich Papier und Filzstifte und lege alles auf seinen Spieltisch. Danach lasse ich mich mit meiner *Vogue* auf dem Sofa nieder. Aber ich kann mich nicht konzentrieren. Meine Gedanken kreisen ständig um Anouk. Gestern war ich noch fest davon überzeugt, dass sie den Krebs besiegt. Aber jetzt, wo ich wieder zu Hause bin und gesehen habe, dass sie und Mama sich ernsthaft Sorgen machen, bin ich mir dessen nicht mehr so sicher. Was heißt das eigentlich, »eine gute Chance haben«? Als ich klein war, starb eine Freundin meiner Mutter an Krebs. Es war ein Drama, denn sie hinterließ einen Mann mit vier kleinen Kindern. Hatte sie »eine gute Chance« gehabt, zu überleben?

Auf dem Wohnzimmertisch liegt eine Broschüre. *Brustkrebs unter 50*. Ich nehme sie und lese ein wenig darin. Dort steht nirgendwo, was »eine gute Chance« bedeutet. Wenn gute Chancen auf Turbulenzen bestehen, kommt es meist zu ein wenig Turbulenzen, aber auch nicht so sehr, dass sich das Kabinenpersonal setzen muss. Ich schüttele den Kopf. Turbulenzen, Brustkrebs – Anouk wird nicht sterben! Eine gute Chance ist eine Chance, und meine Schwester ist eine Kämpferin.

»Fertig!«, verkündet Max. Er bringt mir sein Bild und bleibt einen Meter vor mir stehen. »Für Mama.«

»Oh, wie lieb von dir. Und was hast du gemalt?«

»Das ist Mama.« Zögernd macht er einen Schritt nach vorn und zeigt auf eine ellenlange Figur mit rechenartigen Händen und Füßen. »Und das ist das Krankenhaus. Mama ist nämlich ganz doll krank. Sie stirbt.«

Das erzählt er so, als teile er mir mit, dass der Schokoaufstrich alle ist.

Mein Mund wird staubtrocken. Was soll ich jetzt sagen? Als Tante, die ihn höchstens einmal im Monat sieht, bin ich nicht die Richtige, ihn detailliert über die Krankheit seiner Mutter aufzuklären. Deshalb frage ich: »Wie kommst du darauf, Max?«

»Das hat die Oma zu Mama gesagt. Aber das ist nicht so schlimm«, sagt er schnell, als er meinen Gesichtsausdruck sieht. »Denn Opa ist auch tot.«

Ich weiß wirklich nicht, was ich darauf sagen soll.

»Soll ich dir eine Limonade holen?«

Zum Glück lässt er sich ablenken. Ich gehe schnell in die Küche. Nachdem ich Max Erdbeerlimonade eingekauft und ihm eine DVD eingelegt habe, greife ich erneut zu der Broschüre und blättere sie von vorn bis hinten durch. Es gibt Fotos von Frauen mit nur einer Brust. Von den Beschreibungen wird mir schlecht, sodass ich die Broschüre schnell wieder weglege. Mir fällt auf, dass ich Anouk gar nicht gefragt habe, um welche Brust es sich handelt. Wie sie es gemerkt hat, und wie groß der Tumor ist. Eigentlich weiß ich rein gar nichts über Brustkrebs. Die einzige andere Frau mit Brustkrebs, die ich kenne – von der Freundin meiner Mutter mal abgesehen –, ist eine Kollegin. Aber die ist erstens über fünfzig und zweitens liegt es bei ihr in der Familie. Sie war ein paar Monate weg und kam